

Armin Nassehi
Erinnerung – wer, wann, warum?

Es gibt Ereignisse, die so eindringlich sind, dass das Erinnern durch die Eindringlichkeit der Ereignisse selbst bestimmt wird. Was in der Leistikowstraße 1 in Potsdam geschehen ist, gehört zu jenen eindringlichen Ereignissen, von denen die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts so voll ist. Bei der Fülle jener Ereignisse dieses Jahrhunderts sollte man meinen, dass das Erinnern selbst eine Selbstverständlichkeit sei, etwas, das man vielleicht befördern oder verhindern kann, das aber keine prinzipiellen Restriktionen kennt. Und doch zeigt sich an der Leistikowstraße 1 in Potsdam wie an so vielen Orten in Deutschland, dass das Erinnern nichts ist, was von selbst geschieht, was selbstverständlich und ohne besondere Voraussetzungen sich ereignet, sondern als gepflegtes Erinnern inszeniert, gestaltet, ja sogar erkämpft werden muss. Erinnern, das gilt für jegliche Erinnerung, hat einerseits mit der Vergangenheit zu tun hat, findet andererseits aber entschieden in einer Gegenwart statt. Zwar bezieht sich das Erinnern auf eine Vergangenheit, die tatsächlich stattgefunden hat, doch muss man sich die Vergangenheit aktiv, bewusst, performativ aneignen, um sie erinnern zu können. Sie ist nicht einfach da – weder die Vergangenheit noch die Erinnerung –, sondern muss aktiv gestaltet werden, praktisch erzeugt werden und sich in einer Gegenwart bewähren. Geschichte und Geschichten können sich auf denselben Gegenstand oder dasselbe Ereignis beziehen, fallen dann aber doch bisweilen sehr unterschiedlich aus. Vielleicht ist das entscheidende Kriterium des Erinnerns die Erzählung und nicht das Erzählte: Eine erzählte Vergangenheit messen wir wohl vor allem daran, ob sie konsistent und widerspruchsfrei erzählt wurde, ob sie in den Kontext unserer Erwartungen passt und

ob sie performativ glaubwürdig vorgetragen wird. Das gilt fürs Erinnern schlechthin, aber es gilt vor allem für gepflegte Erinnerungsformen und in besonderem Maße für kollektives Erinnern. Politisch-kollektive Gedächtnisformen haben es stets damit zu tun, dass sie in einer Gegenwart stattfinden, dass sie eine Gegenwart gestalten und dass sie für die Gegenwart bedeutsam sind – für das betroffene Kollektiv als Ganzes, für die unmittelbar Betroffenen und ihre Nachkommen und nicht zuletzt für die politische Selbstbeschreibung des Gemeinwesens in der Öffentlichkeit.

Wenn der allzu strapazierte Begriff der „Vergangenheitsbewältigung“ in der Geschichte der Bundesrepublik einen Sinn hat, dann ist es der, dass der Begriff gar nicht nur die Vergangenheit anspricht, sondern vor allem die Gegenwart, die da etwas bewältigt, die damit fertig werden muss, dass Dinge geschehen sind, die sich weder vergessen, noch aber mit den Routinen der historischen Archivierung ad acta legen lassen. Erinnert wird nicht nur in der, sondern auch für die Gegenwart, und deshalb hat auch die Gedenk- und Begegnungsstätte an der Leistikowstraße 1 vor allem eine gegenwärtige Bedeutung. Sie bringt einen Teil der deutschen Geschichte ans Licht und in den

Fokus der Aufmerksamkeit, einen Teil, dem in der veröffentlichten Meinung der Bundesrepublik nicht die Aufmerksamkeit zuteil wird wie anderen historischen Ereignissen, die stärker durch ritualisierte und eingeübte Erinnerungsformen präsent sind.

Wir erinnern uns ständig und überall – letztlich ist nicht einmal alltägliches Leben möglich, ohne dass stets ein erinnernder basso continuo mitläuft. Gepflegtes kollektives Erinnern freilich gibt es erst, seit sich Gesellschaften nicht mehr bloß als Herrschaftsräume darstellen, sondern sich spätestens seit dem 17./18. Jahrhundert selbst historisieren. Sie verstehen sich und ihre Gegenwart mehr und mehr als Resultat des Früheren – und erzeugen so durchs historische Erzählen Brüche und Kontinuitäten ihrer selbst, die ihnen das Gefühl der Identität und der Zugehörigkeit verleihen. Die europäische Idee der Nation, wie wir sie spätestens seit 200 Jahren kennen, hat stets auf solche gepflegten Erinnerungsleistungen gesetzt und so nicht nur eine zeitliche Kontinuität hergestellt, um die Identität der Nation gewissermaßen im Nachhinein zu bekräftigen. Sie erzeugt damit auch einen Adressaten, einen kollektiven politischen Adressaten, ein (Staats-)Volk nämlich, das bei aller internen Unterschiedlichkeit von Lebensform, Schicht, Region, womöglich kultureller Besonderheit oder konfessioneller Zugehörigkeit als Identität behandelt werden kann. Die historische Erzählung verlängert den gegenwärtigen Adressaten in die Vergangenheit und nimmt ihm so die Zufälligkeit seiner empirischen Erscheinung. Schicksalsgemeinschaften werden so erzeugt, Solidaritäten unter Fremden eingefordert und alternative Erzählungen ausgeschlossen. Gepflegtes kollektives Erinnern war stets auch ein Herr-

schaftsmittel, denn es etabliert Sprecherpositionen, legitime Formen – und damit auch unmögliche Sätze und ausgeschlossene Formen. Gerade wir Deutschen wissen, wovon hier die Rede ist. Die „Bewältigung der Vergangenheit“ verlangte stets Offenheit – aber eben eine Offenheit, die sich rituell einschränken musste, die sagbare Sätze produziert hat, und ebenso viele unsagbare Sätze. Kollektives Erinnern erzeugt damit kollektive Adressaten – und schränkt die Mitglieder des Kollektivs in ihrer Erinnerungsfähigkeit ein. Diese Paradoxie ist unvermeidlich, denn erinnern heißt immer: auswählen, seligieren, priorisieren – und: vergessen, denn Erinnerung lebt vom Weglassen. Sie ist keine Kopie der Vergangenheit, sondern ihre Zurichtung, im positiven wie im negativen Sinne.

All das Gesagte gilt nicht nur fürs Erinnern schlechthin, sondern auch für die Gegenstände und die Themen des Erinnerns. Die Gedenk- und Begegnungsstätte des ehemaligen KGB-Gefängnisses in Potsdam ist ein eindringliches Beispiel dafür, wie sich gepflegte Erinnerung Thematisierbarkeit und Aufmerksamkeit erkämpfen muss, wie es das kollektive Gedächtnis erst (wieder)herstellen muss, um wirken zu können. Denn so sehr gepflegte Erinnerung auch ein Herrschaftsmittel war, ist es auch ein Emanzipationsmittel, das vergegenwärtigt, was vergangen schien. Es macht Erfahrungen sagbar, die zuvor womöglich nur eine diffuse Stimme hatten; es erkämpft Aufmerksamkeit damit, dass es das Erinnern in einen Kontext setzt; und es benutzt das Medium der Architektur, um sich Persistenz gegen die Zeit, gegen das Vergessen zu verschaffen.

Es gibt keinen Nachfolger des Sowjetischen mehr auf deutschem Boden – und das scheint

das rituelle, das gepflegte, das gestaltete Erinnern an ein KGB-Gefängnis sowohl sehr leicht als auch sehr schwer zu machen. Es ist eher leicht, weil sich das Erinnern hier gewissermaßen außerhalb bekannter Konfliktlinien darstellt. Es ist ein Erinnern, das fast externalisiert werden kann und dessen Bedeutung durch das Ende der bipolaren Weltordnung irgendwie aus der Zeit fällt. Exakt das ist auch der Grund dafür, dass das Erinnern in diesem Fall auch besonders schwer ist – schwer deshalb, weil sich in diesem Fall eine bundesdeutsche politische Öffentlichkeit womöglich kaum kollektiv affiziert fühlt. Das gilt – und es ist unvermeidlich, diese Unterscheidung zu machen – für die westliche Perspektive wohl deshalb, weil es sich um Täter und Opfer handelt, die doch eher fremd sind, und für die östliche Perspektive deshalb, weil das kollektive Gedächtnis der Bundesrepublik für den Osten Deutschlands – sehr bequem – fast nur die Verstrickung in die Tat, nicht aber das Opfer kennt.

Dies liegt sicher auch daran, dass sich in der „neuen“ Bundesrepublik Fragen der Bewältigung von Vergangenem eher den Routinen und den Erwartungen der „alten“ Bundesrepublik fügen. Aus der Perspektive deren formuliert, vergegenwärtigt die Gedenkstätte des KGB-Gefängnisses nicht nur das Schicksal tausend-

der von Menschen, die in und durch dieses zunächst so unscheinbar anmutende Gebäude gegangen sind und dies gar nicht oder nur zu einem hohen Preis überlebt haben. Sie bringt darüber hinaus einen Teil der deutschen Geschichte ans Licht, das der vor allem westlich geprägten, oftmals starr ritualisierten Gedenkkultur einen Spiegel vorhält und darauf hinweist, wie sich mit diesem Gedenken auch das kollektive Selbstbild Deutschlands ändern muss – tatsächlich kann es das nur tun, wenn sich dafür gepflegte Erinnerungsformen etablieren können, die diese Notwendigkeit sinnlich erfahrbar werden lassen. Sicher ist deshalb die ästhetisch unaufgeregte und unaufdringliche, auf plakative Wirkung verzichtende Form der Begegnungs- und Gedenkstätte ein gestalterischer Glücksfall, weil sie nicht auf Opposition, sondern auf Ergänzung setzt.

Vielleicht – wirklich so vorsichtig formuliert – vielleicht weist die Begegnungsstätte auf viel mehr hin als auf das, was sie erinnert. Man soll sparsam damit sein, womöglich an universalhistorische Dimensionen zu denken. Aber in dem Gebäude an der Leistikowstrasse 1 in Potsdam bricht sich tatsächlich die gesamte katastrophische Geschichte der Deutschen im 20. Jahrhunderts – eine Geschichte, die weit

hinter das 20. Jahrhundert zurück reicht und auch im 21. Jahrhundert nicht wirklich vergangen sein wird. Sie weist hin auf die Entgleisungen eines Modernisierungsprozesses, der die Idee des potenten Nationalstaates aus der Sattelzeit des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts zu einer totalpolitisierten Steuerungsmanie pervertierte; sie weist darauf hin, wie ähnlich sich die Kontroll- und Zerstörungsmechanismen der unterschiedlichen Diktaturen des 20. Jahrhunderts dargestellt haben; sie weist auf das Lager als „Nomos der Moderne“ hin, wie Giorgio Agamben diese vollendete Form der Selbstdementierung des Menschen nennt; sie zeigt, wie sehr die Gewalt und ihr organisierter Einsatz zu den konstitutiven Kräften politischer Ordnungsbildung gehörte – und bis heute in vielen Teilen der Welt gehört. Durch das Gebäude ist die ganze ambivalente Geschichte der dunklen Seite des westlichen Modernisierungsprozesses gefegt – durch dieses Gebäude wie durch unser ganzes Land. Vielleicht müssen wir lernen, was für ein Glück es ist, dass diese Entgleisungen in unserer Region der Welt nurmehr in musealisierter Form vorkommen – in einer musealisierten Form, die darauf verzichtet, kollektives Erinnern auf Kosten anderer zu inszenieren. Denn auch das gehörte spätestens seit den Nationalkriegen des 19. Jahrhunderts zur Erinnerungs-, Denkmals- und Museumskultur Europas. Die Gedenk- und Begegnungsstätte in der Leistikowstraße in Potsdam hilft also nicht nur beim Erinnern – sie ist auch Anlass, sich an unsere Erinnerungsroutinen zu erinnern.